



Nr. 30

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

→ Kapitän Wilsons Werbung. ←

Von W. W. Jacobs.

(Fortschung.)
Der Ankömmling blieb mit einem Stuck stehen und zog sich, ganz erstaunt auf diese seltsame Zusammensetzung von Mensch und Stuhl starrend, vorsichtig einige Schritte zurück. Aus einiger Entfernung hatte er den Koch für einen Naturfreund gehalten, der sich mit Mütze seinen Betrachtungen hingab, jetzt wagte er aber nicht zu entscheiden, ob es eine Abnormalität oder eine Erscheinung sei.

„Morgen, Maat,” sagte der Koch mit milder Stimme.

„Morgen,” sagte der Mann, sich etwas weiter zurücklehend.

„Ich glaub’,“ sagte der Koch, mit einem Versuche, vergnügt zu lächeln, „Sie sind erstaunt, mich so zu seh’n?”

„Ich hab’ noch nie so was geseh’n,“ sagte der Mann vorsichtig.

„Das glaub’ ich gern,“ sagte der Koch. „Ich bin der einzige in England, der das fertig bringt.“

Der Mann sagte, das wolle er wohl glauben.

„Es handelte sich um ‘ne Wette,“ sagte der Koch.

„Oh—h,“ sagte der Mann, dessen Gesicht sich erhöhte, „‘ne Wette. Ich dach’t, Sie wär’n verrückt. Um wieviel geht es?”

„Fünfzig Pfund,“ sagte der Koch. „Ich bin so den ganzen Weg von London hergekommen.“

„Domm’ noch mal!“ sagte der Mann. „Soll mich wundern, wo Sie das nächste Mal auftauchen! Haben Sie noch weit zu gehen?“

„Oakville,“ sagte der Koch, einen Ort nehmend, dessen Namen er auf seiner Wanderschaft gehört hatte. „Wenigstens wollt’ ich das, aber ich merk’, daß es zu viel für mir is. Würden Sie mich wohl den Gefallen tun und diesen Strick durchschneiden?“

„Nee, nee,“ sagte der andere vorwurfsvoll, „geben Sie’s doch nich auf. Es sind ja man bloß noch siebzehn Meilen.“

„Ich muß es aufgeben,“ sagte der Koch mit einem traurigen Lächeln.

„Lassen Sie sich nich ’unterkriegen,“ sagte der Mann herzlich. „Lassen Sie man frischen Mut, und Sie werden dann bald froh genug sein, wenn Sie daran denken tun, wie Sie dicht davor waren, zu verlieren.“

„Schneiden Sie mich los,“ sagte der Koch, vor Angst und Zittern. „Ich hab’ jetzt vierzig Pfund verdient, weil ich bis hier gekommen bin. Wenn Sie mich loszuschneiden, will ich Sie zehn Pfund davon schicken.“

Der Mann zögerte einen Augenblick, während in ihm die angeborene Liebe zum Sport mit seiner Habgut kämpfte.

„Ich habe Weib und Kind,“ sagte er schließlich, und sein Messer heransholend, hielt er den Koch mit der einen Hand, während er mit der anderen seine Fesseln zerschnitt.

„Gott segne Sie, Maat!“ sagte der Koch und versuchte, seinen krummen Rücken gerade zu strecken, als der Stuhl zu Boden fiel.

Sprung er habe, eilte er, trob Hunger und Müdigkeit, mit möglichster Schnelligkeit weiter. Nach einem Marsch von einer Stunde wagte er es, sich bei einem Altersmann nach dem Wege zu erkundigen und schmeichelte ihm einen kleineren, einen sehr kleinen Teil seines Frühstücks ab. Vom Gipfel des nächsten Hügels gewahrt selu Blick die See, und ängstlich bedacht, diese Freundin seiner Jugend nicht wieder aus den Augen zu verlieren, tastete er an ihr entlang seinen Weg nach Brittlesea. Zur Mittagszeit erbetete er sich einige Biskuiten an der Hütte eines Wildhüters und setzte dann mit neuen Kräften seinen Weg fort. Um zehn Uhr Abends stolperte er den Quay zu Brittlesea entlang und näherte sich vorsichtig dem Schiffe. Es war niemand an Deck, aber im Logis brannte Licht, und nachdem er einen Blick nach unten geworfen hatte, stieg er hinab. Henry, der mit Sam eine Partie Dame spielte und im Verlust war, sah erschrockt auf und kippte das Brett um.

„Gottsdunner, Koch!“ sagte Sam, „wo bist Du gewesen?“

Der Koch streckte sich schwach lächelnd und schwenkte seine Hand nach allen Richtungen des Kompasses.

„Nebenall,“ sagte er müde.

„Du bist auf’n Bummel gewesen,“ sagte Sam und blickte ihn streng an.

„Bummel!“ sagte der Koch mit Nachdruck. „Bummel!“

Seine Gefühle überwältigten ihn, und nach einem schwachen Versuche, sie in Worte zu übersezten, gab er den Versuch auf und rollte, tanb gegen Sams Bitten um Auskunft, in seine Kose und schlief schnell ein.

5. Kapitel.

Um vier Uhr am folgenden Morgen gingen sie unter Segel und weckten den Koch um 3,30, damit er ihnen helfe. Um 3,45 wedeten sie ihn zum zweiten Mal und um 3,50 zogen sie ihn aus seiner Kose heraus und versuchten, sein Pflichtgefühl in ihm aufzuwecken. Der Koch trock in dem Augenblick zurück, wo sie ihn allein ließen, und obwohl sie ihn nachher noch zweimal draußen hatten, stieg er wieder in denselben somnambulistischen Zustande hinein und setzte seinen Schlummer fort.

Brittlesea lag dreißig Meilen hinter ihnen, als er endlich erwachte und an Deck ging, und der Schooner lief vor einer steifen Brise. Es war eine Brise, wie sie der Steuermann gern hatte, und sein Gesicht war daher ruhig und zufrieden, bis



Peter Behrens: Richard Dehmel.

„Mein Name is Jack Thompson,“ sagte sein Wohltäter. „Jack Thompson, Winchgate, genügt.“

„Ich werde Sie zwölf Pfund schicken,“ sagte der dankbare Koch, „und den Stuhl können Sie auch kriegen.“ Er schüttelte ihm die Hand und setzte, von der Last befreit, seine Heimreise fort, während sein unschuldiger Komplize den Stuhl auf die Schulter nahm und nach Hause zurückkehrte, um da von dem rechtmäßigen Eigentümer einige derbe Wahrheiten in bezug auf seine geistigen Fähigkeiten anzuhören. —

Da der Koch nicht genau wußte, wie viel Vor-

seln Blick auf die ältere Gestalt des Kochs fiel, wie sie sah in die Kombüse glitt.

„Koch,“ schrie er, „kommen Sie mal her, Sie alter Spätzubibel! Wo sind Sie all diese Zeit gewesen?“

„Ich hab' Mallöhr gehabt, Stürmann,“ sagte der Koch demütig; „Sie würden's kaum glauben, was ich allens durchgemacht hab', blos weil ich versucht hab', den Stäppen 'n Gefallen zu tun.“

„Kommen Sie mich hier nich mit dummen Nebensätzen,“ brüllte der Stürmann warnend, „wo haben Sie gesteckt? 'raus mit der Sprache!“

Der Koch, noch etwas schwach von seinen Abenteuern, lehnte sich an die Neeeling und begann mit vielen theatralischen Gesten seine Geschichte zu erzählen. Je weiter er damit forschritt, desto schwerer und schneller kam der Atem des Stürmanns, sein Gesicht rötete sich und er machte Fehler beim Steuern. Geschmeichelt durch diese Anzeichen seiner Teilnahme, fuhr der Koch fort.

„Das genügt,“ sagte der Stürmann endlich.

„Das schlimmste hab' ich noch garnicht erzählt,“ sagte der Koch.

„Wenn Sie noch 'n Augenblick basteh'n und mir was vorlügen, dann dreh' ich Sie das Genick um,“ sagte der Stürmann wütend. „Sie haben zwei Tage durchgesoffen, so gewiß als ich hier steh'.“

„S is wirklich und wahrhaftig wahr, Stürmann,“ sagte der Koch feierlich.

„Töwen Sie bloß, bis der Stäppen 'rauskommt,“ sagte der andere und drohte ihm mit der Faust. „Wenn ich man das Mal allein lassen könnt', würde ich Sie mir selbst 'mal vorkriegen, mein Junge.“

Zu des Kochs Entsetzung teilte der Kapitän die Meinung des Stürmanns hinsichtlich seiner Geschichte und zog ihn in höchst kurzer und gefühlloser Weise zwei Tage heiter ab. Unten im Logis hatte er nicht mehr Glück; denn der ehrliche Tribut an Erstaunen, den die Mannschaft seiner Fähigkeit, Märchen zu erzählen, barbrachte, überstieg alle Grenzen des Zustandes.

Ihre Ungläubigkeit war eine Quelle bitteren Kummer für ihn. Er hatte es sich so schön ausgemalt, wie man ihn für einen Teufelskerl halten werde, und er verrichtete daher jetzt seine Arbeiten mit einer demütigen Miene, die von den Leuten, die hierzu tückige Sachverständige waren, für die Reaktion nach einem Kanonenrutsch gehalten wurde.

Sie passierten Northfleet auf ihrem Wege nach Rotherhithe, wo sie eine kleine Ladung Stückgut zu löschen hatten, und das Benehmen des Kochs jedes Mal, wenn ihnen ein Polizeiboot begegnete, gab Anlaß zu reichlichem Läbel. Es dauerte einige Stunden, bevor er sich entschloß, an Land zu gehen, und als er sich endlich dazu aufraffte, geschah es mit der größten Vorsicht.

Es war ein feuchter, ungemütlicher Morgen, als sie wieder in Northfleet anlangten. In der Nacht hatte es stark geregnet und auch jetzt noch hingen schwarze Wolken tief über dem Flusse. Sie konnten erst am nächsten Tage mit Laden beginnen, und Henry und der Stürmann tauschten nach dem Mittagessen einen verständnisinnigen Blick, als der Kapitän seine Mütze nahm und an Land ging.

Er spazierte nach Gravesend hinaus und wandelte, ohne von dem leise fallenden Regen Notiz zu nehmen, umher und beschäftigte die Schauseiter. Er hatte so eine romantische Idee, daß er Annis Gething da treffen könnte. Es war ein halber Feiertag für die Schule und das Allgemeinheitliche von der Welt, das sie bei dem strömenden Regen in Gravesend herumslendern würde. Gegen vier Uhr, als er ordentlich durchnäßt war, sah er das Irrlichte seiner Seele ein und lenkte seine Schritte in trostloser Verfassung, nachdem er sich erst durch ein Glas in einer Kneipe am Wege gestärkt hatte, wieder zum Schiff zurück. Eine kleine Strecke Weges war er gegangen, als er beiseite trat, um ein junges Mädchen vorbeizulassen, wobei er — aus Macht der Gewohnheit — unter ihren Schirm lugte. Er fuhr aber schuldbewußt zurück, als seine Augen die von Fräulein Gething trafen. Sie blieb zögernd stehen.

„Guten Tag,“ sagte der Kapitän knirsch.

„Guten Tag,“ sagte sie.

„Schlechtes Wetter,“ sagte der Kapitän, der sich respektvoll zwei Meter entfernt hielt.

„Schänderhaft,“ sagte Fräulein Gething, „uff!“

„Ich selbst merk's nicht so,“ sagte der Kapitän. „Sie müssen ja ganz naß sein,“ sagte Fräulein Gething. „Sie wollen wohl Mutter besuchen?“

„Ich hatte die Absicht,“ sagte der Kapitän, umgedeutet darauf losfliegend.

„Ich will einige Einkäufe besorgen,“ sagte sie.

„Abien.“ Sie nickte ihm freundlich zu; der Kapitän zog seine Mütze, wandte sich auf dem Absatz herum und ging, um seinen Besuch zu machen. Er blätterte sich beim Gehen verschiedene Male um, aber Fräulein Gething, die mehr von den Männern wußte, als der Kapitän von den Frauen, sah nicht zurück.

Ein schneller Marsch von einer Viertelstunde brachte ihn zu dem Hause, und nachdem er den Negen von seiner Mütze geschüttelt hatte, klopfte er sacht an die Tür. Sie wurde von einem Herrn geöffnet, der die Hand am Schloß, ihn fragend ausah.

„Is Frau Gething zu Hause?“ fragte der Kapitän.

„Nein, sie ist augenblicklich nicht zu Hause,“ sagte der andere.

„Ich werde 'reinkommen und auf sie warten, wenn Sie mir dagegen haben,“ sagte der Kapitän.

Der andere zauderte, trat dann aber beiseite, um ihn vorbei zu lassen und schloß die Tür. Sie traten zusammen in das kleine Wohnzimmer. Der Kapitän nahm mit einem Munde, der ihn selbst überraschte, unaufgesfordert einen Stuhl und begann mit seinem Taschentuch seine Hose abzuwickeln.

„Ich fürchte, Frau Gething wird lange ausbleiben,“ sagte der andere endlich.

„Ich hab' 'n paar Minuten Zeit,“ sagte der Kapitän, der mit Vergnügen eine ganze Woche da gesessen haben würde.

Er rieb sich seinen Schnurrbart und Backenbart mit seinem Taschentuch und brachte sie mit seinen Fingern in die richtige Fagon. Der andere betrachtete diese Verrichtungen mit mißgünstigen Blicken und beobachtete ihn sorgfältig.

„Es ist keine Bestellung, die Sie für Frau Gething hinterlassen könnten?“ fragte er nach einer Viertelstunde.

Der Kapitän schüttelte den Kopf und nahm nun seinerseits eine Inventur des anderen Herrn auf — eines gutaussehenden Menschen mit einem hochgewichsten schwarzen Schnurrbart, einem hellen Seidenknoten und einer unsymmetrischen Krawattenknopf. Ein Gehrock hing über seine Kniee und Schuhe vom hellsten Braun lenkten die Aufmerksamkeit auf seine kleinen Füße.

Eine weitere Viertelstunde verstrich.

„Nasser Tag heute,“ sagte der Kapitän, um die Unterhaltung wieder in Fluss zu bringen.

Der andere pflichtete dem bei und bemerkte, daß er es für sehr wahrscheinlich halte, daß das schlechte Wetter Frau Gethings Rückkehr verzögern würde, worauf die Unterhaltung wieder einschlief, bis der Klang eiliger Schritte, der sich dranßen hören ließ, und das Geräusch des in das Schloß gesteckten Schlüssels beide aufsehen ließ.

„Da is sie ja,“ sagte der Kapitän.

Der andere sagte nichts, vermutlich in dem Gefühl, daß der Eintritt von Fräulein Gething diese Behauptung genügend widerlegen werde. Er war zudem auch wenig in der Stimmung, viel zu schwatzen.

„Mutter nicht zu Hause?“ fragte Fräulein Gething erstaunt, als sie ins Zimmer trat. „Wie nett von Ihnen, daß Sie solange gewartet haben, Herr Kapitän.“

„Oh, hat mir zu sagen,“ sagte der Kapitän, der wirklich meinte, daß er sich in dieser Sache in keiner Weise verdient gemacht habe.

Sie gab dem anderen Herrn die Hand und lächelte den Kapitän an.

„Wir haben uns ja schon vorhin gesehen,“ sagte sie, „und es ist nett von Ihnen, daß Sie gewartet haben. Sie müssen aber ja ganz naß sein. Dies ist Herr Glover, Kapitän Wilson.“

Die beiden Herren verbeugten sich höflich und Kapitän, dem das Herz sank, fing an, sich überflüssig vorzukommen. Fräulein Gething kam nachdem sie draußen Hut und Jacke abgelegt hatte, freundlich lächelnd wieder herein, und die Unterhaltung wurde um allgemein, wobei die beiden Herren sie als eine Art menschliches Telefon nutzten, durch das sie ihre langen Ideen vermittelten.

„Halb sechs,“ sagte Fräulein Gething plötzlich. „Müssen Sie den 6.30-Bug fassen, Herr Glover?“

„Ich muß,“ sagte Herr Glover betrübt. „Sie werden doch eine Tasse Tee trinken,“ sagte Annis.

Sie stand beim Sprechen vor Herrn Glover und der Kapitän, der sich mehr und mehr überflüssig vorkam, erhob sich und murmelte, er müsse jetzt gehen. Sein Erstaunen, als Fräulein Gething ihr niedliches Gesicht zu einer warnenden Grimasse verzog und ihren Kopf nach ihm schüttelte, war so groß, daß Herr Glover sich plötzlich umdrehte, den Grund davon zu erfahren.

„Sie trinken doch auch eine Tasse mit mir, Kapitän?“ sagte Fräulein Gething mit höflichem Lächeln.

„Danke,“ sagte der Kapitän und setzte sich wieder. Seine Gedanken wirbelten ihm immer herum und er saß schwiegend da, als das kleine Mädchen gewandt den Theekoch deckte.

„Eine richtige Theegesellschaft,“ sagte sie voller Zufriedenheit. „Ein Stück Zucker, Herr Glover?“

„Zwei,“ sagte dieser Herr mit beleidigter Stimme. Sie blickte den Kapitän fragend an, die Zuckergänge in der Hand.

„Ich will es Ihnen überlassen,“ sagte er vorsichtig. Herr Glover lächelte verächtlich und seine Augenbrauen etwas hoch. Fräulein Gething tat ein Stück hinein und überreichte dem Kapitän die Tasse.

„Manchmal nehme ich ein Stück, manchmal zwei oder drei,“ versuchte Kapitän Wilson seine Narrheit zu erklären. „Es kommt mir nicht so genau d'rang an.“

„Sie müssen leicht zufrieden zu stellen sein,“ sagte Fräulein Gething nachsichtig.

„Weiß selbst nicht recht, was er will, wie es scheint,“ versetzte Herr Glover grob.

„Ich weiß es aber in anderen Sachen,“ sagte der Kapitän.

Der Ton, in dem diese Bemerkung gemacht wurde, veranlaßte Herrn Glover, finstere Betrachtungen darüber anzustellen, was das wohl für andere Sachen wären. Keiner der Herren hatte große Lust, sich zu sprechen, und wenn die Gastgeberin nicht gewesen wäre, würde der Theekoch einen sehr schweigsamen Verlauf genommen haben. Zehn Minuten nach sechs erhob sich Herr Glover und sagte mit großer Widerstreben, daß er gehen müsse.

„Es regnet nicht mehr stark,“ sagte Fräulein Gething aufmunternd. Herr Glover ging in die Halle, nahm seinen Hut und Schirm und schüttelte ihr die Hand. Dann kam er wieder zur Tür und sah den Kapitän an.

„Haben Sie denselben Weg?“ fragte er von hälfteisigem Höflichkeit.

„Gi — nee,“ sagte der andere.

Herr Glover setzte seinen Hut auf, daß es frisch aussah, folgte Fräulein Gething nach einem kurzen Abwinken zur Tür und eilte fort.

„Ich glaub', er wird seinen Zug noch erreichen,“ sagte der Kapitän, als Fräulein Gething eine fiebrige Eile vom Fenster aus beobachtete.

„Hoffentlich.“

„Es hat mir Leid getan, daß Ihre Mutter nicht zu Hause war,“ sagte der Kapitän nach einer langen Pause.

„Ja, ich fürchte, es ist recht langweilig für Sie gewesen,“ sagte das junge Mädchen.

Der Kapitän ließ ein schwaches Seufzen hören und wunderte sich, ob Herr Glover auch wohl ein solches Geschick zu dummen Bemerkungen besaß wie er es zu besitzen schien.

„Hat er weit?“ fragte er mit Bezug auf Herrn Glover.

"London," sagte Almris kurz.

Er stand eine Weile beim Fenster und blickte anscheinend mit einem Ausdruck großer Bekümmernis auf die Straße.

"Ich, glaub', ich muß nun aber gehen," sagte der Kapitän, der dachte, er dürfe wohl nicht länger bleiben.

Almris trat beiseite, als er sich erhob und folgte ihm langsam in die Halle.

"Ich wollte, ich hätte einen Schirm, den ich Ihnen leihen könnte," sagte sie unverblümt.

"Oh, das geht auch so," sagte der Kapitän. "Ich bin jetzt fast trocken."

"Trocken?" sagte Almris und legte ihre kleine Hand auf seinen Stockarmel.

"Oh, Sie sind ja ganz durchnässt," sagte sie besorgt. "So eine Idee, Sie so lange in diesem Zustande herumzischen zu lassen!"

"Der Kermel ist am schlimmsten," sagte der Kapitän, den die Verhältnisse schlau gemacht hatten. "Hier ist alles in Ordnung."

Er wischte mit seiner Hand an seinem Stock herunter.

"Das ist nur gut," sagte Almris höflich.

"Oh, aber hier nich," sagte der Kapitän, den Stockaufschlag drückend.

Almris berührte den Stock leicht.

"Sie sind sehr naß," sagte sie ernst. "Sie sollten nicht in solchem Zeug herumzischen. Warten Sie einen Augenblick. Ich werde Ihnen einen Nevezieher von meinem Vater holen."

Sie sprang leicht die Treppe hinauf und kehrte mit einem langen, schweren Stock zurück, den sie ihm hinschleifte.

"Der wird Sie trocken halten," bemerkte sie, als der Kapitän nach einigen schwachen Einwänden ihn anzuziehen begann. Sie hielt ihm den anderen Kermel hoch und passte mit der befriedigten Miene eines Menschenfreundes auf, als er ihn zukloppte. Dann öffnete sie die Tür.

"Wollen Sie, bitte, Frau Gething von mir gelassen?"

"Gerne. Es wird Ihr Leid tun, daß Sie nicht zu Hause war. Bleiben Sie lange hier?"

"Gegen drei Tage."

Almris sah nach.

"Morgen geht sie aus," sagte sie verführerisch.

"Ich werde am Tage darauf geschäftlich in der Stadt sein," sagte der Kapitän. "Wenn es Ihnen nicht mangenehm ist, werde ich vorkommen. Abien."

Er schüttelte ihr verwirrt die Hand und fragte sich, ob er auch nicht zu weit gegangen wäre, und als die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war, steckte er seine Hände in Kapitän Gethings Taschen und entfernte sich in trüben Gedanken. Langsam und deutlich flügten sich die verschiedenen Punkte in seinem Geiste zusammen und er fing an, beim Gehen laut zu denken.

"Sie wußte, daß Ihre Mutter aus war, als Sie mich traf," sagte er langsam. "Sie wußte, daß der andere Mensch da war; aber man sollte angenommen haben — — Schmollen," sagte er plötzlich bitter, "und stellt sich freundlich an zu mir, um ihm 'n bisschen scharf zu machen. Morgen, wenn die Mutter aus ist, wird er da sein."

Er ging niedergeschlagen an Bord zurück, und den Thee, mit dem der eifrige Henry im Begriff war, ihn zu erquicken, abstellend, wechselte er sein Zeug und setzte sich dann hin und rauchte.

"Sie sind aber was naß geworden," sagte der Steuermann. "Wo haben Sie den Stock her?"

"Bon'n Fremd," sagte der andere. "Hab'n wir geliehen. Sie erinnern sich an Kapitän Gething, nach den ich Sie bat, auszugucken?"

"Ja wollt," sagte der andere schnell.

"Lassen Sie die Mannschaft wissen, daß die Belohnung auf fünf Pfund erhöht ist," sagte der Kapitän und zog stark an seiner Pfeife.

"Wenn die Belohnung auf fünf Pfund erhöht wird, wird der Koch noch für'n Mord oder sonst was aufgehängt werden," sagte Henry. "Es hat keinen Zweck, sich auf die Mannschaft zu verlassen, klappt, nich'n bisschen."

(Fortsetzung folgt.)

Richard Dehmel.

Von Friedrich Stampfer.

Die Zeit, da eine Handvoll Steinern und ein stattliches Häuflein neuheitsgläger Münzen der Salons die Gemeinde Richard Dehmels überbeten, ist vorüber. Man braucht nur die letzten Jahrgänge der deutschen Arbeiterpresse nachzuschlagen, um den Beweis dafür zu finden, daß das Beste dieses Dichters anfängt, seinen Weg ins Volk zu nehmen, braucht sich nur jenes Nachmittags im Berliner Gewerkschaftshause zu erkunden, da er selber mit dem tausendköpfigen Publikum der "Freien Volksbüchne" in Verbindung trat, um zu wissen, daß man ihn als Dichter, als Volksdichter — diese beiden Begriffe eins werden zu lassen, ist das Ziel aller Kultur — zu schätzen beginnt.

Man hat ihn lange verkannt. Man hielt ihn für einen, der wie Nietzsche einen Baum um seine Gedanken machen wollte oder wie Audran und andere Niedergangspoten seine "Einsamen Gärten" vor dem Andrang der großen Menge ängstlich verschlossen. In Wahrheit lag ihm niemals etwas fern, als daß Schon in der Vorrede seiner "Lebensblätter" (1895), da es ihm noch selbst gründlich an Publikum fehlte, rüst er jenen Einsamen zu:

"Ihr habt kein Publikum, schreit Ihr? Schafft es Euch! Wozu habt Ihr Eure Phantasie? Seht ihn vor Euch, den Menschen Eurer Sehnsucht: dem zu Liebe dichtet, bildet, malt, und selbst die Menge wird endlich begreifen, daß sie Eurer bedarf, sich Lebenslustiger zu fühlen."

Und er versichert:

"Die Empfänglichkeit für Kunst, nur daß sie noch nicht klarer Kunstseum, eingewurzeltes Geschmacksbedürfnis ist, war niemals so durch alle Stände, so bis in die Massen hinab, über so viele kultivierte Nationen hin verbreitet; und das in einer Zeit, die mindestens im selben Maße wie die Renaissance mit kunstfremden Neuerungen beschäftigt ist."

Wenn man ihn freilich für widerspruchsvoll und ironisch hält, schlägt er solchen Ladel selbst Recht zu geben. "Vor Allem: such' keine Grundgebäuden," ruft er dem Leser zu, und seine Gedichte bezeichnet er als Lustbilder:

die greifen einander in buntem Lauf,
lügen wohl auch Gedanken mit auf,
die dann über dem Grunde schaukeln
etwa wie Schmetterlinge gaukeln
um eine große blühende Blume.

Mit solchen Sotetten Geständnisse ist er allerdings einer literarischen Mode unterlegen, die die strenge Zucht des Geistes, die logische Gedankensfolge, oder wie man auch sagt, die Leidenschaftsmacherei als ein unkünstlerisches Element verwarf und die "Kunst für die Kunst" allein fordert, sie zur Geliebten ihrer Liebhaber macht und ihr den Beruf verschließt, Pfadfinderin der Lebensweisheit, Führerin des Volkes zu sein. Aber, was das Beste an dem Soteten Geständnisse ist: es ist so ernst nicht zu nehmen. Wie sich später noch mit hinreichender Deutlichkeit herausstellen soll.

Richard Dehmel ist ein Kind der Natur. Als Sohn eines Försters ist er im Forsthause zwischen Kiefern- und Eichenwäldern am 18. November 1863 geboren worden. Er hat zu Anfang der sechziger Jahre die Universität bezogen, ist 1886 Doktor der Philosophie geworden, wurde dann Versicherungsbeamter, schrieb mehrere Versicherungstechnische Schriften, tummelierte sich Ende der achtziger Jahre im Kreise der Berliner Moderne herum und debütierte im Jahre 1891 mit den "Erlösungen", einem Band von reichlich zweihundert Seiten, der neben manchem Bleibenden und Echten eine ganze Blumenlese von argen Dilettantismen und platten Bedeutungslosigkeiten enthält. Er hat selbst später darin fürchterliche Mistierung gehalten und bei der Herausgabe einer zweiten Auflage die Bestimmung erlassen, daß die verworfenen Gedichte niemals wieder in seine Werke aufgenommen werden dürfen. Wenn das

Wort, daß kein Meister vom Himmel fällt, jemals Bestätigung gefunden hat, so in dieser Gedichtsammlung eines Achtundzwanzigjährigen. Heber "Aber die Liebe" (1893) geht dann der Weg aufwärts zu den "Lebensblättern" und "Welt und Welt" (1895).

Was der Grindton all seines Schaffens werden sollte, das hat er schon in der ersten Auflage seiner "Erlösungen", in Versen, die freilich noch nicht Dehmel sind, verraten: "In Kraft und Schönheit will ich singen, melu freies Lied!" so ruft er, und philosophiert:

Warb ich durch frommer Lippen Macht,
durch sanfter Küsse Tanzschwung
Ich ward erzeugt bei wilder Nacht
in tollen Wolluststraßen!
Nun will ich leben auch in Lust,
da mich die Lust erschuf; —
schreit nur den Himmel an um mich,
ihr Peter von Verlus.

Die "Kraft und Schönheit", von denen seinen Jugendversen wenigstens die erste fehlt, hat er dann gefunden in einer stürmischen Rückkehr zur Natur. Mehr und mehr befreit er sich von der Schablone, die alte erstarnte Kunst immer wieder um unsere eigenen Wahrnehmungen preßt, er lernt aus eigenen Augen die Welt sehen, und in Kunstdformen, die ihm durchaus eigentlich sind, empfängt eine Eindrücke mit einer außerordentlichen Unmittelbarkeit wiederzugeben. Nachdem er sich in allen gebräuchlichen Strophenformen, in Goethe's freien Rhythmen gelöst, die überschwänglich stürmende Veredlung des jungen Schiller bis zur Genialität nachempfunden, schafft er sich seine eigenen Formen. Ein Entwicklungsprozeß, der die Metrik immer weiter von ihren starren Regeln befreit, die einfache Unterscheidung zwischen "betonten und unbetonten" Silben aufhebt, und aus einer Reihe von Klangwirkungen den Rhythmus schafft, tritt auf eine Stufe höherer Vollendung. Man höre nur, wie sein Gedicht "Die Harfe" beginnt:

Nuruhig steht der hohe Kiefernforst,
die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen,
lauslos und hastig ziehn die Kräh'n zu Horst,
dumpf tönt die Waldung aus den brauen Nesten
und dumpfer tönt mein Schritt.

In solchen Strophen findet man eine größere Verwandtschaft mit der griechischen Lyrik, an die insbesondere die scheinbare, doch durchaus harmonische, Unregelmäßigkeit des letzten Verses erinnert, als mit deutschen Vorgängern, und was man anfangs vielleicht als die Exzentrität einer Dichterlaune empfindet, als Sucht nach Eigenart beargwohnt, offenbart sich bald dem gewohnteren Ohr als deutsame dichterische Eigenart. Dann kehrt er aber freilich gerne wieder zu den einfachen unsterblichen Rhythmen des Volkstons zurück, wie in dem berühmten Grutesklied:

Es sieht ein goldnes Garbenfeld,
das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mahle, mahle!

Aber wichtiger als die Eigenart seiner Strophe, die ein kalter Virtuose eben auch hätte konstruieren können, ist, daß sein Naturempfinden eigene Ausdrucksformen gewinnt, daß er mit feinerem Ohr in die zartesten Stimmungen der Welt hineinlauscht, daß er immer sinnreiche Striche zieht, daß seine Kunst, durch wenige Worte mächtige Vorstellungskreise über die Schwelle des Bewußtseins zu heben, wächst und wächst. Die Kraft, die männliche Künstlerkraft, die er früher besaß, die läßt er jetzt. Wenn er, wie in der "Harfe", die düstere, herbe Gewalt der heimatlichen, sturm durchwühlten Kiefernforste malt, oder wenn er den Ausbruch eines Gewitters in den Alpen schildert:

Wie sieht die Bergwand düster aus!
Ein greller Kirchurm steht davor
und fordert frisch den Blick heran;
die Tannen sträuben sich empor
wie Warnungszeichen.

Und herrisch kommt der Wind gesaust,
die Straße her, mit Staub und Frische,
und nimmt die Birken in die Faust
und schüttelt sie wie Federwische;
es donnert schon.

Hier ist, was man die „Kraft der Ausdrucksfähigkeit“ nennt. Es gibt Lente, die dafür sehr empfinden haben. Aber wen der Wortklang Vorstellungen erwecken kann, in dem bloße Vorstellungen, nicht wirkliche Wahrnehmungen, Lustgefühle erwecken können, wird solcher Kunst das Lob zuerkennen, dass man ihrer bedürfe, „um sich lebenslustiger zu fühlen.“

Jedes ist es festen des Dichters Absicht, bloße landschaftliche Stimmungen zum Thuen zu bringen. Wo er das will, tut er das oft mit Meisterschaft.

Es klagt im Dunkel irgendwo.

Ich möchte wissen, was es ist.

Der Wind klagt wohl die Macht an.

Bis sich die ängstlich drückende Schwere in dem Aufschrei entlädt:

Ich glaub', ein Herz klagt irgendwo.

Vielfächer ist ihm der landschaftliche Stimmgreis Baumaterial eines logischen Gebäudes, das auf dem sicherem Fundamente eines theoretisch verpoften „Grundgedankens“ ruht. Oder vielmehr: in dramatischer Steigerung arbeitet sich dieser Gedanke im stürmischen Zusammen- und Gegeneinanderwirken der Außen- und Innenvelt mit Gewalt empor. Und solche Gedanken sind keine klassierten Abfördungen mit dem, was ist, keine müden Überlegenheiten über eine kleine Welt, sondern jubelnde Aussichten und summende Sollgebote, wollensstarke Sehnsuchtsrufe nach Kraft und Schönheit, Genuss und Freude, die sich bis zu dem dithyrambischen Gestammel steigern:

Mann, Raum, brich Bahnen, wilde Brust!
Ich fühl's und stamme jede Nacht,
dass nicht bloß Eine Sonne lacht;
das Leben ist des Lebens Lust!
Hinein, hinein mit blinden Händen,
du hast noch nie ein Ziel gewusst;
zehntausend Sterne aller Enden,
zehntausend Sonnen siehn und spenden
uns ihre Strahlen in die Brust.

Zu solchen hundertfach überhastenden Inbeken hören an die Freude, zu solchem Orange, aufzugehen in den Schönheiten einer Welt, deren Teile wir sind, in solchem Grundgefühl des Optimismus liegt ein Element, das den Dichter mit den aufwärtsstrebenden Volksbewegungen seiner Zeit verbindet. Und mit ihnen verbindet es ihn auch, wenn er das Recht des Menschen, sein eigenes Leben zu leben, das Herrenrecht der Jugend in die Welt ruft, wenn der Beschluss seines „Liedes an meinen Sohn“ also die unerhörten Symphonien des Nachsturms überföhnt:

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehörch ihm nicht, gehörch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
mein Herz tönt in die Nacht hinaus
laut . . .

Wo sich, wie bei Dehmel, solche Zukunftsfreunde und solche Betonung des Rechts der Individuen mit demokratischen Empfindungen paart, ist die Annäherung an ausgesprochen sozialistische Gedanken unvermeidlich. Er kann weder in der ästhetischen Misledswelt der Kremenslitteratur, noch in der grausamen, alles Gefühl und jeden Gedanken zurückdämmenden Schilderungsmanier der Naturalisten verweilen. Er entwirft wohl in seinen Jugendgedichten frische Glendsbilder aus der vierten Wagenklasse und der Mansarde, aber seine Kraft stößt ungeduldig — Kopf durch die Wand! — an diese bleigraue Glendsdecke. So schon in seinem männlichen „rauhem Lied“ von dem Märtyrer des Sozialistengesetzes, der im Eis des Moores einbricht, ein namenloser Held, und er feiert „die Helden alle, die niemand weiß“, und deren Opfer doch nicht vergebens gebracht sind. Über den Schlackenbergen des Kohlenebiers, die Verlaine so trostlos traurig, hoffnungslos gesehen hat, sieht er die Sonne aufgehen. Zu Seiten, da das Brot rar ist, mahnt er:

Es fegt der Sturm die Felder rein,
es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahlé, Mühle, mahle!

In einer Stunde, da er sich fast zu Herweghs Gelöbnis: „Meinen Lorbeer schlechte die Partei“ befennen zu wollen scheint, ruft er sich selber zu:

Siehst du den Qualm mit bicken Fäusten drohn' dort überm Wald der Schloss und der Eßen?
Auf deine Reinheitsräume fällt der Hohn der Arbeit! fühl's: sie ringt von Schmutz zerfressen.
Du hast mit deiner Sehnsucht bloss gebuhlt, in keiner Blut dich selber nur genossen,
schliss die Kraft aus, die dir zugestossen und du wirst frei vom Druck der Schuld!

Aber seine Dichtersehnsucht schreit nach Taten. Er verabsucht sich in siebenenden Phantasien an dem Bild, wie sich „die schmutzige Faust des Arbeitsmannes um die weiße Kleide der reichen, edlen Frau presst“. Das Gedicht, das so entsetzlich krass aussingt, enthält übrigens Klänge der tiefsten sozialen Poesie:

Und tausend Kinder siehst du stehen,
die still an einem Stricke drehen,
frisch alt vor Hunger und Gebrest,
und siehst die Männer sich erheben,
alle, die hässlich müssen leben,
damit es Schönheit könne geben,
sie sternen dein geschmücktes Nest.

Zu bitterem Unmut mahnt er das Großstadtvölk:

O loßt euch röhren, ihr Tausende!
Einst sah ich euch in sternklarer Winternacht
zwischen den trüben Neichen der Gaslaternen
wie einen ungeheuren Heerwurm
den Ausweg aus einem Drangsal suchen;
dann aber froh ihr in einen bezahlten Saal
und höret Worte durch Rauch und Verdunst schallen
von Freiheit, Gleichheit und Bergleichen
ihr sieht und schafft euch Zuchthäusmauer —
so geht doch, schafft euch Land! Land! ruhrt euch
vorwärts! rückt aus!

Wer will es der Dichterphantasie verargen, wenn sie ihr Spiel mit ungeheuren Bildern treibt! Wer möchte nicht auch bedauern, dass dieser Dichter der unblutigen Gewalt einer revolutionären Idee nicht das Loblied gesungen hat, das sie verdient?! Aber wer wollte schließlich bezweifeln, dass ein Mann, der solche Worte sagt, aus christlichem Herzen spricht, dass er den Schild seiner Dichterehre blank gehalten hat und sich nicht über Verdienst rühmt, wenn er von sich sagt:

Nein, nein, ich passe nicht in euer Streben,
ich kann vorsichtig nicht mein Herz verschachern!
Lieber mit Huren um die Wette leben,
als herzlich inn mit Euch Geschäftemachern!

Keinen Dichter trifft ein Vorwurf, wenn er sich als den gibt, der er ist! Kunst und Politik fließen aus den verschiedensten Quellen, und die Geschichte kennt wenige Gestalten, in denen sie sich harmonisch in einen Strom vereinigt haben! Politik fordert die Unterordnung der Person unter eine Idee, Kunst aber die freieste Persönlichkeit. Was die Politik ihrem Jünger verbietet, Stimmungen des Augenblicks in spielernder Leichtfertigkeit walten zu lassen, das gerade verlangt die Kunst von dem Ihren. Daraus erklärt es sich, dass Politiker so oft für die Kunst, Künstler so oft für die Politik verderben. Deshalb wird freilich Folgewidrigkeit nicht, wie manche übereifrig anzunehmen geneigt sind, ein Kennzeichen des „wahren“ Künstlers. Der „wahre“ Künstler ist der, der sich immer selber gibt, und nichts hindert die Möglichkeit, dass der zielflare Vertreter einer Idee — mag sie „richtig“ oder „falsch“ sein — auch ein großer Künstler sein kann, wie Schiller, wie Tolstoi . . .

Dem nationalen Geist der neuen grossbürglerischen Epoche hat sich Dehmel niemals verkauft; er hat ihn auch, soweit das Werk den Menschen spiegelt, niemals empfunden. Er ist ein Erbe des klassischen Zeitalters, dessen wahrhaft deutsch-nationale Liebeslieferung, der kosmopolitische Gedanke, in seinen Versen mächtig auflebt. Geistvoll und gewandt, nur noch nicht in eigenen Lönen, führt er diesen Gedanken in dem Jugendgedicht „Deutsches Tun“ aus. Vergebens sucht er da nach dem nationalen Erbgut bei einem Volke, das seine Kunst von den Griechen, seine Rechtsordnung von den Römern, seinen Glauben von den Juden gelernt. Deutsch-national sein heißt aber: international sein!

Ja, mein Volk! den Beruf, den heiligsten, sollst du erfüllen;
lösen den Hochmutsbaum, welcher die Völker zerbrückt.

Dazu wurdest du Volk, zu tilgen die Sünden der Völker:
hast du die Andern erlöst, hast du dich selber erlöst
und für das Reich meiner Wahl willst du treu beschützt.
Ob ich er siege im Streit, ob ich erringe den Sieg,
nämlich: wähle ich falsch, so hab' ich zum Ende
gestrebt doch!

Denselben „Grundgedanken“ spricht er jetzt ans, am schönsten wohl in dem Gedicht „Mein Volk“, das so ganz und gar den Stempel seiner Eigenart trägt, dass es überaus interessant ist, genauer diesem Beispiel und Gegenbeispiel die innige Glätte des jugendlichen Versuchs mit der vollen Eigenart der reifen Frucht zu vergleichen.

Ich hab' ein großes Vaterland:
zehn Völker schützen meine Städte
ihre kleinen Hünne.
Ich habe nie das Volk gekannt,
in dem mein reinster Wert entstand.

In meiner Heimat steht ein Baum,
den lieb ich sehr, der steht sehr stolz
zwischen dem Mittelholz.
Da träumt ich manchen jungen Traum;
er wurzelt tief, der hohe Baum.

Da träumt ich, dass der Mensch allein
dem hunderttausendsachen Baum
entwachsen kann,
bis auch die Völker beseit'n sich
zum Volk! — mein Volk, wann wirst du sein?

„Deutsches Tun“ ist ein Artikel in „Deutsch“ „Mein Volk“ enthält genau denselben Gedanken und ist ein lyrisches Gedicht.

Dass ein solcher Geist, zugleich ein solcher Kunstanmeinder Weltluft keinen Frieden mit der christlichen Entzagungslehre kennt, wird niemand überraschen. Auch in seinem stolzen Heldenkunst ist Max Dehmel der Fortsetzer klassischer Liebeslieferung. Sein Jugendgedicht „Gethsemane“, das in den Ton an den jungen Schiller, seinem Inhalt an Goethe erinnert, führt den grandiosen dramatischen Gedanken aus, Christus seine Lehre als tragische Schicksalempfinden zu lassen. Erst der Widerzufende befreit nach der Marterstätte:

Allzuvillig war mein Fleisch dem Geist
weh, embrächen meines Glaubens Güten
Sollen tanzend um mich Einen bluten?
Wer nach meinem Willen lebt, verwaist.
Mein, ich fühle es nicht, wie ich will, Vater,
Geist der Welt der alle Seelen speist,
allem Fleisches Schöpfer und Berater,
Du, des Lebens und des Todes Vater,
Deiner Hand befehl' ich meinen Geist.

Wie der althochdeutsche „Heland“ die Hölle der christlichen Glaubenswelt niv zu reisigen Hirten umgestaltet, die Rosse reiten und Schwingen, so wandelt Dehmel die Entzagung der Christusfamilie zu einem leuchtenden, blühenden Bild natürlichen Liebeslebens zurück. Gott des „Fleisches Schöpfer“, Maria ein liebendes Weib und ihr Sohn — ein Mensch mit menschlichen, göttlichen Empfindungen. Es heißt die Diener auf den Kopf stellen, wenn man in solchen Wertungen blasphemische Absichten wittert. Im Gegenteil: der Dichter lehnt sich gegen eine Position auf, die er als blasphemisch empfindet, die verehrungsvürdig Gestalten der Menschlichkeit entkleidet, die wir längst nicht mehr (dualistisch) einen Gegensatz der Göttlichkeit, sondern (monistisch) als ihren Inbegriff empfinden. Mann und Weib, Gott und Welt! Jede Mutter eine Mutter Gott, jeder Mann ein Menschensohn, jede Geburt ein neues betlehemitisches Wunder — das ist der großmütige „Grundgedanke“ über das Christentum, aus Dehmels Gedichten in zahlreichen Abwandlungen immer wiederkehrt.

Genuß in der Liebe Weltwonne in der Verarmung! Ewigkeitschauer im flüchtigen Augenblick der Lust, da zwei Eines werden, da der Mensch ganz Tier, ganz Natur, ganz Welt, ganz Gott ist — das ist Dehmels eigenstes, unerschöpfliches Gebiet, und diesem Grundgefühl gegenüber, das endlich fach jubelt, tobt, in Entzückung rast, erscheint die „Grundgedanken“ sozialen, politischen, religiösen

Badende Mädchen. Nach einem Gemälde von Ludwig v. Hofmann



Charakters fast nur wie flüchtige Episoden. In der feurigen Lohne dieser Poësie häutet sich das Laster, die Sünde, das schmutzige, schmähliche, genueine Erbäbel zur Liebe, die keine Schranken kennt. Und wenn da mitunter die Neuerfülle erblüht, der Neberschwung zu hysterischer Verzückung entartet, so rechtfertigt sich solcher Sturm und Draug des Angriffs aus der Neuermacht des Gegners: des platten, entarteten, heuchlerischen Moralphilistinismus, das zu lange das Heiligste entheiligt, das Heilste in seinen Schmutz gezogen hat. „Epater le bourgeois!“ Den Mastbürger vor den Kopf stoßen, war das Lösungswort der romantischen Bohème Frankreichs. Wenn Dehmel in der poetischen Schilberung der Begegnung bis ins Einzelne geht, so tut er das nicht mit der herhaft naiven Ungeniertheit, die alle Seiten an Walther von der Vogelweide entzücken werden, sondern mit einer gewissen herausfordernden Absicht.

Es ist wahrhaftig keine Konzession an die Kuschelrichter, sondern nur der Ausdruck des natürlichen Liebesempfindens, wenn Walther sein Mädchen singen lässt:

Dass er bei mir laege
wesses jemen
(nu enwesse got), so schamt ich mich.*

Das völlige Verschwinden solcher nicht bloß weiblicher naiver Empfindungen in Dehmels Poësie mag zu bedauern sein, nicht weil dadurch die „Sittlichkeit“ gefährdet würde, sondern weil mitunter die Möglichkeit des Kunstgeniehens bereitst wird, die darin besteht, in dem Dichter freudig die besten Teile des eigenen Selbst, das allgemein Menschliche, wiederzufinden. Mag sein, daß, was uns als Natur erscheint, bloß Erziehung ist, die zu respektieren dem Dichter kein Gesetz der Kunst gebietet — indes wird dieser schwierige Prozeß erst vor einer höheren Instanz ausgetragen werden, der Zukunft!

Kurzum: der Liebe gilt der weitans größte Teil Dehmelscher Poësie, der ehrlichen wie der unehlichen, und jener, die ein Schreckenswort die ehebrecherische nennt. Er macht diese Unterscheidungen kaum mehr. Die Freiheit der Liebe ist ihm sittliches Gebot:

Und bis erst jedes Weib gewinnt
den rechten Vater für ihr Kind,
soll jede Irrende die Treue
dem falschen brechen ohne Reue,
soll ihre Sehnsucht nicht verfluchen,
ihren Dualen den Heiland suchen
und seinen liebenden Gewalten
so Leib wie Seele offen halten.

Im Traume erscheint ihm ein Freund, mit

* Dass er bei mir lag, wüßt' es jemand (Gott verhüte es), so schamt ich mich.

dessen Weibe er „euler ist“ als dieser, als böser Feind und bedroht sein Leben. Da denkt er:

Wärst du nicht
der böse Feind, so müßtest du mich lieben,
ich habe dich von einer Last erlöst.
Was ich dir nahm, ist niemals dein gewesen;
was du mir nehmen kamst, war niemals mein . . .

Dass es sittliche Pflicht sein könnte, leere Ehen weiterzusleppen und Irrungen der Wahl als unabänderliches Schicksal hinzunehmen, bagegen bärmt sich alle seine Glücksuchtsucht und all' sein sittliches Empfinden.

In den ersten der Romanzen, die den Roman „Zwei Menschen“ bilden, zeigt er die wahre Liebesbrecherin, das Eheverb aus Pflicht, in reuevoller Berührschung:

Ich trag ein Kind, und mit von dir,
ich geh in Sünde neben dir.
Ich hab' mich schwer an mir vergangen.
Ich glaube nicht mehr an ein Glück
und hatte doch ein schwer Verlangen
nach Lebensinhalt, Mutterglück
und Pflicht; da hab' ich mich erfreut,
da ließ ich schaubernd mein Geschlecht
von einem fremden Mann umfangen,
und hab' mich noch dafür gesegnet.
Nun hat das Leben sich gerächt:
nun bin ich dir, o dir begegnet.

Diese erste Romanze — eine Perle aus „Weib und Welt“ — als erstes Kapitel des „Romans in Romanzen“ zwei Menschen möchte mit Recht hochgespannte Erwartungen erwecken. In meisterhafter Knappheit faszt dieses Poem des Dichters Abrechnung mit der moralischen Welt von heute zusammen, und verweist die Richter auf die Nullagebank. So schienen die „Zwei Menschen“ ein Werk werden zu wollen, in dem sich ein starker Dichter mit seiner Umwelt anseitandersekte: ein modernes Zeitbild, wie es sich im Kopf eines modernen Poeten malt, gewissermaßen die künstlerisch ordnungsvolle Zusammenfassung eines zerrfahrenen und zerstückelten Zeitalters, ein Werk, das man anstammt oder verhöhnt, über das man sich entrüstet oder entzückt. Die „Zwei Menschen“ haben das leider nicht ganz gehalten, und wenn die Schlichternheit des Lobes noch gar nichts gegen sie aussagt, so bezeugt viel mehr die Stille des Tadels, daß hier hoffnungsvolle Erwartungen enttäuscht worden sind. Die Geschichte von der Fürstin, die mit dem Sekretär ihres Gemahls das Weite sucht, die das blinde Kind einer lieblosen Ehe tötet, um ganz dem Geliebten anzugehören, und hinwiederum von dem Geliebten, der, der Pflicht seiner Ehe entrinneid, ein Weib vor Gram sterben läßt, das er nicht mehr liebt, aber doch ehrt, bietet ohne eigentliche

Entwicklung nur eine humbertsche Variation des Themas vom Liebesglück, das im Weltglück endet. Diese Kette wird selten durchbrochen und öfter von Glücksfällen als von Gedanken.

. . . ahnst du sie, die Pflicht der Welt?
Ja: von Sphären hin zu Sphären
muß sie Saat aus Saat gebären,
bringt sie uns das Licht der Welt:
rieselnd wie aus dunklem Siebe
sät es Liebe, Liebe, Liebe
von Nacht zu Nacht, von Pol zu Pol —

Mögen die alten guten Heldenbüttler, die immer zur Seite gestanden sind, und seine männliche Kraft Richard Dehmel gnädig davor bewahren des Franzosen Huysmans Weg zu gehen und von vielen anderen, deren Glück nicht ins Weltglück sondern deren Wirklichkeitsinn in Mystik, deren Leidenschaft in Pietismus endete! Das gute Lied, das er den deutschen Arbeitern zu ihrem letzten ersten Mat gegeben hat, zeigt, daß er noch mit sicherem Schritt an der festen Erde hafst, jener Erde, die aus tausend Brunnen die Freude fließen läßt: aus der Anschanung von Natur und Kunst, der Liebe zu Weibe, der Freude am Kind, aus Pflicht und Arbeit, Spiel und Kampf, aus der Lust an der Selbständigkeit wie am Aufgehen in das große Eine der Menschheit.

Von diesen allen hat Richard Dehmel manches ehrliche Lied gesungen, er ist der Verfechter einer, deren das Volk bedarf, um sich „lebenslustiger zu fühlen“. Und dazu bedarf es freilich auch der „Grundgedanken“! Dem Dichter, der für die — die ihn hören wollen, singt, wie der Mitter unter dem Altane, alle Ehre! Aber das Volk sehnt sich nach Spielkämpfen, die ihm zum Kampfe voranziehen, nach Dichterfürsten und Kampfpoeten. Davon hat Richard Dehmel ein gut Teilt an sich. Er ist der Dichterprophet der Freude, seiner großen lieben Freude, deren der franke Fleisch nur wenige erlebene Häupter würdig wähute. Dort im aristokratischen Optimismus Fleisches vereinten sich Elemente des Untergangs und des Aufgangs, sie schieden sich innerhalb der nachnaturalistischen Moderne in blaßierte Delabenzler, die des großen Zauberers Lied von der tiefen Ewigkeit der Lust ohne viel Gefühl nachklippten und in Einen, der rüstig dem Morgenwind entgegenschritt. Das war Richard Dehmel, der kein Parteidichter, aber ein Volksdichter ist und sein will. Der Partei gehört das Programm, dem Volke die Idee, der „Grundgedanke“, mit Verlaub zu sagen, dem die Kultur mit all ihren Hebeln und Armen zu Hilfe kommen muß, weil er sie selber ist! —

Cyrill Wallenta.

Erzählung von J. J. David.

Und an seine Christenpflicht gegenüber seinem Patenkind, das da für zeitlich und ewig die übelsten Wege ging, erinnerte er sich. Und so lud er endlich einmal den Wallenta zu sich.

Wallenta sah ihn scheel an: „Brauchst mich wieder einmal, Zapletal?“

„Und wenn ich Dich schon brauchen tät? Was ein anderer zahlt, das verdienst bei mir auch.“

„Kannst aber niemals wissen, was ich just von Dir begehrten werde. Weiß ich selbst nicht vorher.“

Zapletal schlug ihm höchst freundshaftlich auf die Schulter. „Was einer kann, kann in dem Ort der Zapletal auch. Und er ist kein Schnürlan, das wirst wissen.“

„Ja — woher denn?“

„Nein — was Du für ein spaßiger Kerl bist, Wallenta! Komm nur. Meine Frau wird lachen über Dich und die Annetschka. Und Du kannst Dir nicht denken, wie hübsch sie dann beide sind.“

„Ich mach' niemand einen Wurstel, außer wenn ich will.“

„Na, vielleicht wirst's gerad' bei Deiner Gevatterin wollen. Und dann: es geht doch auch um Ernstes.“

„Kann ich mir denken. Aber ich bin nicht schlauer wie der Schinder. Ich zieh' niemand das Fell über die Ohren, wenn er noch lebt. Und ich tu' kein gut in einem Hans, sag' ich Dir. Läß mich, wo ich bin.“

„Mucken hat er in sich wie ein störrischer Gaul,“ scherzte Zapletal. „Aber, man wird sie ihm schon austreiben. Also: Du kommst, Cyrill?“

„Ist gut. Geh'n wir derweil eins trinken.“

Dies geschah und Zapletal hatte Anlaß und Gelegenheit, den Durst des anderen zu bestimmen. Plötzlich aber schlug Wallenta auf den Tisch. „Das ist wie beim Leutlauf, ganz so ist das. Du weißt aber noch nicht, was für einen Handel Du hent gemacht hast,“ und er sah den Gevatter von unten an, fast läufig, wie ein Stier, der stoßen will.

„Was redest da wieder? Ein Narr bist Bruderherz.“

„Bin ich's? Wird sich schon zeigen, wer heute der Narr war. Aber eins sag' ich Dir: zu trinken mußt was geben, wenn ich kommen soll.“

An diesem Tage aber hub die Freundschaft zwischen dem Bauermillionär und dem Bruder Liederlich an.

(Fortsetzung.)

Wer Wallenta und sein Treiben waren das Gespräch des Dorfes. Denn einmal lebte er über die Maßen stolt. Da hatte er einem Bauern den Buben vom Militär losgeschraubt. Aus Respekt vor Seiner Majestät Dienst, spottete er selbst. Denn er habe nicht gewollt, daß dieser Schafskopf, der das Gewehr sicherlich niemals anders fassen werde, wie eine Mistgabel, die Uniform verschandele, die er selbst so lange getragen. Der andere gewann einen Steuerprozeß, mit dem sich, wie er schwor, die ersten Advokaten der Welt umsonst geplagt. Dies alles vernahm der Zapletal, und es weckte mancherlei Gedanken und Wünsche in ihm.

Wallenta aber tat ihm keinen Schritt entgegen. Auch das wußte den Großbauer, daß dieser Habenichts in seinem Winkel blieb und sich nicht nach ihm umsah, denn sie sonst sämlich nachdrochen. Beim Lichtenstern hieß der Knopf förmlich Hof. Da hatte er seine Beratungen mit seiner Freundschaft und nahm, was man ihm gab, und wenn es nur seine Zechre war oder einige Groschen darüber. Auch damit ärgerte sich Zapletal.

Ein großer Mann vergibt sich nie was gegenüber einem kleinen, redete sich der Zapletal vor.

Wallenta richtete sich ganz häuslich ein beim Zapletal; er kam zu Tisch, wenn es ihm passte, und blieb, so lange er möchte. Auch über Nacht. Es war ein sonderbares Verhältnis, denn im Grunde der Seelen mochten die beiden einander gar nicht. Wallenta verachtete den Gevatter und seine Habsler. Dem Taugenichts schen ein Leben unverständig, ja wahrhaftig, dem der Erwerb und der Besitz Selbstzweck waren, so daß für den Genuss keinerlei Raum mehr blieb. Je mehr aber Zapletal die Gaben und die Kenntnisse seines Freindes begriff, desto unerhörter und unverzüglich er erschien ihm das Treiben des Chriss. So gar nichts mit sich aufzufangen kümmerl. Das war ja blöd! Und dennoch neidete er ihm den leichten Sinn. Nehmlich wegen die Geslichkeit sein, wenn ein feiner Bauerhund, der gar nichts anderes weiß, als seinen Hof hüten und sein Fressen zur rechten Zeit bekommen, einen schlauen und geschmeidigen Rotsuchs, den schlauen Kopf windend und die Mute hoch, durchs Unschwert schlecken sieht.

Als aber Zapletal mit Wallenta zum erstenmal von seinen letzten Plänen zu sprechen begann, da horchte dieser hoch auf. Das war nichts Kleines und nichts Alltägliches, was sich der in seinen Dickops gesetzt hatte. Das imponierte doch. Er lachte. Dann reckte er den Daumen in der Richtung des Schlosses: „Also — weigern willst Du ihn?“

„Will ich, Wallenta.“

„Dann bist ein Esel, Zapletal.“

„Etu Esel? Wieso?“

„Weigern willst Du ihn. Ist möglich, denn das Gnt ist kein Idiotenkommiss. Du fängst Prozesse mit ihm an. Ist auch gut. Gibt nichts Besseres, und Du hast die längere Hacke. Aber, was für Prozesse sind das? Zum Beispiel: wegen Nebenvorlesung beim Aufstellen der Hutwelle. Ist gut, weil da das ganze Dorf zu Dir steht und vielleicht gar für Dich schwört, weil sie's ihm noch weniger gönnen, als Dir, und für jeden was dabei herauszehn' kann. Ist aber wieder nicht gut. Denn das geht um viele Tausender, und er muß sich wehren. So auf einmal umbringen läßt sich keiner.“

„Ja — aber was soll ich dann denn?“

„Abergern mußt Du ihm. Ihn festernen. Ihn abmartern, daß er keine Hand mehr rühren kann, wenn Du ihm an die Gurgel willst. So macht's ein guter Rauf. Niemals anders.“

„Über wie zum Beispiel?“

„Zum Beispiel: es ist eine Kuh von ihm in Deinen Acker gelaufen. Dann fragst Du um den ganzen Ertrag des Ackers, um so viel, daß er giftig werden muß und sich nicht ausgleichen kann. Oder es ist ein Brücker über den Mühlbach. Das hat er zu erhalten. Du fängst Prozeß an — wegen Feststellung, oder weil das Brücker baufällig ist. Das gibt Kommissionen und, wenn Du Glück hast, so tut sich einmal Dein Hirt was, oder es bricht sich gar Dein Ochse ein Bein. Das ärgert. So was gibt's immer unter guten Nachbarn. Große Sachen nicht.“

„Wallenta — Du bist ein niederträchtiger Kerl,“ lachte Zapletal in heller Bewunderung.

Der andere lachte: „So was man fürs Haus braucht und nicht mehr,“ trank aus und ging gleichgültig. Sehr bald nach der ersten Konferenz aber hatte der Advokat in der Stadt eine neue Klage zu schreiben: Bunkto — achtzig Gulden für ein total verdorbenes Feiertagsgewand. Denn der Graf hatte seine Glitter streichen lassen und dem Zapletal war, weil keinerlei Warnungszeichen gewesen, dies Unglück mit seinem besten Sonntagsstaat widerfahren.

Es kam freilich auch vor, daß man den Wallenta durch Wochen nicht zu sehen kriegte, oder daß er hernach in einem eben nicht erbaulichen Zustand auftauchte: ganz abgeschlagen und recht kränklich von Gesichtsfarbe und durchaus nicht arbeitsfähig. Dann waren ihm seine Streifereien und Glücksche in fremdes Gehege übel bekommen. Er schwieg darüber, so gern der Freund etwas von diesen Abenteuern vernommen hätte. Denn einmal vor vielen Jahren war er selbst gar gern solcher Wege gewandelt.

Nach solchen Erlebnissen kam er niemals unmittelbar heim. Denn er hatte eine Art Furcht vor Frau Magdalena Zapletal. Das Weib war immer so ruhig und ohne jede Erregung und hatte in den runden und schwarzen Augen eine Art Verachtung vor ihm. Und dabei war es sehr schön, schöner als eins in der Munde. Denn es war groß und stark und dennoch zierlich. Und es trug die blonden Haare wie eine Krone gelegt und steckte gern eine Nette hinzu, die wie ein Blümchen Feuer glomm und das ganze Haupt wützte. Sie war vollkommen und ohne jeden Lärm Herrin im Hause. Damit ließ sie sich's begnügen; und wenn die Männer in ihre Beratungen versanken, so trug sie den guten Ungarischen auf, der mit unheimlicher Geschwindigkeit zur Netze ging, horchte ein Weilchen, gähnte unverhohlen gelangweilt und machte sich wieder an ihre Arbeit.

Sie wußte: es ging um Flinten und Schuttlösigkeiten. Immer hatte ihr Mann dazu eine Freunde gehabt, obzw. sie den Zweck nicht absah. Denn sie hatten doch genug und zu viel. Mindestens mußte einmal ein Vermögen haben, wie sonst niemand in der ganzen Hama. Wozu also mehr? Aber ihr Mann war nun einmal selber Gottes ein Skrappel, und die sind immer so aufs Haben und aufs Mehr. Denn wer nicht gehen kann, der probiert's halt mit kraxeln und kann dann unmöglich ganz sauber bleiben. Der Wallenta aber? Ein Bursche, dem die Welt offenstand, so weit sie ist, der stark war wie ein Baum und was gelernt hatte, besser deutsch sprach als der Dechant undslug war wie der Schwarze selbst — was tat er damit? Und wenn er einmal Spaß machte — und er hatte gute Einfälle — und sie wollte lachen, so zwang sie sich — die Freude macht Du ihm nicht. Das gehört mit zu seinem schmützigen Geschäft. Er ist ein Schnarrozer, und er muß seine Herrensent bezahlen mit Wurstleien, damit sie ihm nicht satt bekommen und ihm den Stuhl nicht vor die Tür stellen. Du fällst ihm nicht herein. Und so hob sie aus Geschäftigkeit ein wenig die Oberlippe, daß die sehr weißen und starken Zähne vorschienen, zuckte sehr verwundert die Achseln und ging. Sie war nicht zu überrumpeln.

Und was sollte zum Beispiel die Freundschaft des Chriss mit dem blinden Jindrak? Denn dort steckte er immer, wenn er wieder einmal für die Welt verschollen war. Das war ein Bettler und ein Gottesarmer, den man hätte bemitleiden müssen, wenn er nicht so voller Nichtswürdigkeit gewesen wäre. Die beiden hatten einander gerade noch gefehlt, damit das Dorf keine Stunde mehr Ruhe genießt. Da lernte der Jindrak neue Stückeln auf der Harmonika, als wären die alten nicht gut genug, und sie übten nun die Kunst durch, daß es ein Jammer und eine ewige Belästigung für alle Welt und jeden Kranken war. Sie kannten's ja sehr gut. Was ist aber Musik, wenn man sie nicht verlangt und sich's einem nicht tanzen will? Nichts, als ein unnützer und sehr lästiger Spektakel. Dazu tranken sie Schnaps, bis sie genug hatten. Und ein Musikanth muß Zutrinken gewöhnt sein. Oder sie gingen gemeinsam und machten fürs Geld Tanzmusik, die immer ein böses Ende mit Schlägereien nahm. Denn der Wallenta warf, wenn ihm die Faune packte, seinen Wimmerbalg hin, ließ sich die erste beste Dirne, was sich ihr Bursche doch durchaus nicht gefallen lassen konnte, und drehte sich mit ihr, um den Leuten zu zeigen, wie man das eigentlich mache. Das ganze Dorf verwilderte. Und beim Zapletal, als dem Starosten, wurden alle diese Klagen erörtert, und sein Weib mußte sie anhören.

Und immer wieder derselbe Refrain. So ein Kopf, wie der Wallental! Er hätte Meßner werden können, ein Amt, das seinen Mann nährt, und selbst in einer minder wohlhabenden Pfarre. Nur seinem ärgerlichen Lebenswandel sollt' er entsagen, weil ein Meßner der Würdigkeit bedarf. Und dies oder jenes Mädel mit schönem Grundbesitz und Geld war ganz weg in den Ausland und hält' ihn gern geheiratet und den Mann in der Gemeinde aus ihm gemacht, den Gott in ihm schaffen wollte.

Hiel ihm nicht ein, sich zu ändern, und vor dem heiligen Christus nahm er gar Neihans.

Er fühlte sich nun einmal hier nicht mehr heimisch. Er war nur zu Gast da. Und einem Gast ist manches gestattet, das man dem Ansässigen niemals nachsehen würde. Er bracht keinen Beruf. Wenige Tage, und er ist fort, und man darf ihn suchen. Und der Eitelkeit des Wallenta, die in diesem milßigen und zügellosen Leben immer mächtiger emporwuchs, schmeichelte es, im gewissen Sinn das ganze Dorf zu thranieren. Denn sie hassten ihn, selbst die zu ihm hielten, durch die Bank bis auf den blinden Jindrak, und sie konnten ihn doch, jeder nach seiner Art und seinen Geschäften, durchaus nicht entbehren.

Einmal würden sie sich doch heftig die Augen wischen. Denn der Wallenta war dann fort, zu irgend einem Amt untergetrieben, nachdem er die Leute geirrigt, sich gründlich und für immer angestobt. Alsbald möchten sie selbst zuschauen, wie sie sich nach dem Herrenabfall zurechtfänden, den er aufgestiftet. Viele werden lachen, manche wird wohl weinen. Das ist bei Einquartierung niemals anders. Was ging's ihn hernach an? Es wurde ihm ganz leicht und warm bei solchen Gedanken. Nur eins hätt' er gern gewußt: was die Zapletal dann sagen würden? Je — wohl die Achseln zucken und ihr hochmütiges Gesicht mit den blauen Zähnen machen, das da sprach: Hansuarr Dul! Du wurstest mir gut! Er hätte viel darum gegeben, daß sie nicht also durfte.

Einmal hätt' er sie gern klein vor sich gesehen. Ganz klein, wie schon so manches anderes Weib, daß sie nicht mehr das Recht haben durfte, so wenn es ihr gerade passte, über ihn weg in die Lust zu blicken, als säße der Garnemann da. Was war sie eigentlich gewesen? Einst arme Magd beim Zapletal und sonst nichts. Und er hatte sich die Madlena gekauft und zwar noch viel gründlicher, als er sich den Chriss gekauft. Denn er kommt' ihm fort, wann es ihm passte, und wollte das schon in seiner Stunde. Sie durfte nicht mal daran denken. Und es war ihm überhaupt unverständlich, wie sie's mit diesem Kammermenschent ansehen konnte, der doch beim Leben fröhzte und mit den Armen schlug, wie so ein angeklagter Unschicksalvogel, und wenn er Schmerzen hatte, mit ihr und aller Welt leide und geiferte, wie eine alte Gevatterin ohne Zähne. Künster, sie hieß es mit einem. Dann aber hatte sie doch gar keine Ursache, so höfartig zu tun, als wäre sie eine Königin, die Heimliche die, und gar kein Mitleiden zu haben mit ihm, dem Wallenta. Denn warum war er schlecht? Weil er immerdar ein Waisenkind gewesen war und kein Mensch ihm im Guten zum Nächsten gerebet. Wer aber nirgends eine Freunde hat, der zieht sich sein Teilschen zusammen, was so auf den Menschen kommt. Ja, und die Madlena, sie war schon eine, die einen fromm und zu Hause halten konnte. Bis auf ihre Schlechtigkeit natürlich, die er aber begriff, obzw. sie nicht so recht daran glaubte. Denn, hätte sie ihn nur zum Mitwisser gemacht — dies wär' ihm allerdings schmerzlich und eine große Kränkung gewesen, aber verraten hätt' er sie niemals und ihnen beiden geholfen, wo es nur in seinen Kräften gelegen wäre . . .

Es ist aber in so einem Bauernhaus, und sei es noch so weiträumig, ein sehr enges und bedingtes Wohnen.

Man weiß alles voneinander, oder man errät's mindestens immer. Und man muß sich selbst wider Willen miteinander beschäftigen.

trieb sich der Wallenta wieder einmal um, so könnte eine Frage des Kindes ihn wieder in Erinnerung bringen. Und so wußte Frau Madlena bald alle Kirchweihen in der Runde, weithin, bis wo die Deutschen wohnen. Denn so etwas konnten die beiden Bettelmusikanten, der Jindrak und der Wallenta, natürlich nicht auslassen. Immer nannte sie sich den Blinden zuerst; denn damit drückte sie den anderen zu seinem Begleiter herab.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Badende Mädchen. Neben der Kunst, die den Erscheinungen der Natur nachgeht, die sich im liebenswollen Nachbildern des Geschehenen erschöpft und in diesem arbeitsamen Schaffen sich zugleich immer wieder erneut, sieht die Sehnsucht, die ein anderes, die mehr will, als Warten und Sehen und Abbilden. Sie schafft eine neue Kunst. Sie sieht voll innerlich geschauter Bilder. Die Wirklichkeit dient ihr nur als Mittel. Was sie hinstellt, ist ein neues Reich mit neuen Dingen, neuen Farben, sonnigerem Licht. Phantastisch, doch wirklich, wie geschehen und doch innerlich geschaut. Hoffnung, Freude, Jugend ist das Zeichen dieser Künstler, denen ein inneres Überquellen den Mut gab, zu reden. Es ist kein weltabgewandtes Träumen. Es ist das freudigste Zusagen zu dieser Welt, die ja schön werden muss, da die Menschen mitten unter all den zweifelnden Fragen, die die unsichere Zukunft bringt, noch so viel Kraft und Jugend in sich haben, in Ruhe zu träumen, als erwachte erst mit ihnen die Welt. Nicht schelten dürfen wir sie. Sie bewahren, was auch wir fühlten. Sie halten in farbenfrohen Werken fest, was wir in Augenblicken flüchtig fühlten. Es zog vorüber, wie Töne der Musik entfliehen; ein schöneres Land, eine Erinnerung, jedoch ebenso sehr die Ahnung einer Zukunft, eines kommenden Lebens, wo die Menschen schön, stark und froh sein werden, frei von allen Banden, die sie fesseln.

L. v. Hofmann erhebt den Impressionismus, der den Naturerscheinungen nachgeht und den flüchtigsten Wechsel von Licht und Luft erhaschen will, über sich selbst hinaus. Er macht dieses Streben, die Natur in ihren unauffälligsten Momenten zu beschauen, dienstbar jenem höheren Streben, den Menschen in seinem innersten Stern zu offenbaren. Er gibt die flüchtigen, vorüberhuschenden, traumhaften Stimmungen der Sehnsucht, er gibt den Frieden, den das Sich-Eins-Fühlen mit der Natur mit sich bringt, er gibt die Freude, ein Teil zu sein einer großen Schöpfung. Ein Band schlingt sich um alle Dinge in ewigem Wechsel. So gliedert sich diese persönliche Kunst dem großen Werden ein. Andere Künstler stellen sich vor die Natur und bilden sie ab und geben in diesem Abbild sich selbst wieder. Sie will man hauptsächlich als die Künstler gestalten lassen, auf denen die Entwicklung beruht. L. v. Hofmann gibt direkt sich selbst, seine Ideen, sein Fühlen, seine Sehnsucht. Er gibt keine Abbilder der Natur, er gibt selbstschöpferisch ein Meies, dessen schöne, räthelhaft Linien und Farben uns in Wirklichkeit so nie begegnet sind. Wenn der Mensch der Sinn der Dinge ist, wie sollte es nicht fruchtbar sein, diesem inneren Leben zu lauschen, das ebenso wahr ist, wie das äußere Geschehen?

Als Hofmann auf den Akademien in Dresden und Karlsruhe lernte, malte er so, wie die anderen damals malten. Es war das Handwerkskunst, das er hier beherrschte lernte. Auf der Pariser Weltausstellung von 1889 empfing er die Eindrücke, die ihn auf den Weg leiteten, den er von da ab ging: er folgte sich selbst. Er betrachtete wohl die Meister, die er hier sah. Er bewunderte sie. Aber er lernte, als rechter Schüler, nicht das Nachahmen, sondern das Streben, nun selbst einer zu werden. Im Atelier Julian in Paris bildete er sich weiter aus, und namentlich Besnard war es, dessen freien Schwung er bewunderte. Er kopierte eine Anzahl Bilder Besnards. Er studierte die Impressionisten. Er liebte Pissis de Chavannes, der es verstand, in großen, räumlich weiten Kompositionen eine andere Welt erschaffen zu lassen, als die Welt der Wirklichkeiten es bot. Von Paris zurückgekehrt, machte er sich in Berlin anfängig, veräuschte diesen Aufenthalt jedoch häufig mit Rom. Italien wurde ihm das andere große Ereignis, das bestimmt einwirkte auf seine Entwicklung. Neben Böcklin und Klinger war es dann besonders noch ein Künstler, der ihn in seinem schon fest gegründeten Wollen noch verstärkte, dessen hinterlassene Werke ihm eine bereite Sprache redeten: Hans von Marées, dessen Kunst erst jetzt wieder besser verstanden wird, nachdem seine Werke lange Zeit verborgen in der Schleißheimer Galerie, einem Schloss in der Nähe von München, hingen. Hofmann hat eine eigene Farbe und eine eigene Linie. Die Farben leben, jauchzen, glühen. Überall wird man ihn herausfinden. Gegen ihn scheint alles andere schwer und beinahe tot. Und die Linien sind so leicht und schwungsvoll, so voller Unendlichkeit. Sie hören auf und schlingen sich ineinander. Und doch gehen sie immer weiter. Man meint, das Aufhören wäre nur äußerlich.

So liebt es Hofmann, das Bild bis über den Bildrand hinaus zu erweitern. Er zieht den Rahmen gestaltend mit hinzu. Die Farben, die Linien greifen über und erweitern das Bild, statt es abzuschließen, es einzuziehen.

Das Wasser ist das Element, das Hofmann am meisten sieht. „Badende Mädchen“. Ein stiller, abgeschiedener Winkel. Am Ufer, auf der grünen, warmen Wiese blühen allerlei helle Blumen. Weit dehnt sich die Wasserfläche, die still dahiegt. Darüber ein schmaler Strich, der das Wasser abschließt. Bäume, deren Zweige ins Wasser hängen. So ist alles verschwiegen hier in dieser sommerlichen Stille. Ruhe überall. Vorn steht eine Gestalt, die eben dem Wasser entstiegen ist. Sie flehtet sich das Haar und blickt stumm zu Boden. Schatten und Licht wechseln wohl ab. Weiter unten eine Gruppe für sich. Zwei Mädchen. Die eine sitzt am Ufer, die andere steht bei ihr. Zu den Falten des Gewandes spielt der warme Wind.

Man fühlt die eigentümliche Schönheit dieser reinen Idylle, ehe man noch weiß, wie gerade das so auf einen wirkt. Es ist alles so wohl abgewogen. Gedacht, und doch nicht geprägt; gewollt und doch nicht gezwungen. Wie schön und frei steht die Wasserfläche gegen das erhöhte Ufer. Wie leicht grenzt sich durch den Schatten der dichten Bäume dieser Platz zu einem träumenden Winkel ab. Wie plastisch hebt sich vorne der nackte Körper der Badenden, die dem Wasser entstiegen ist, ab. Während weiter hinten die dunkel bekleidete ruhende Figur, neben der in hellem, flatterndem Gewande wieder eine deutet steht, eine reizvolle Abwechslung hineinbringt, die sowohl zu der Gestalt im Vordergrund wie zu dem Mädchen neben ihr in einem wohl abgewogenen Verhältnis steht. Wie das Wasser, sieht Hofmann auch die Jugend und dieonne. Und in seinen Werken kommt das immer wieder: Licht, Farbe, Jugend. Sein Werk ist wie ein Hymnus auf all das, was jugendlich und zukunftsfrisch ist.

Er führte die Naturnachahmung einen Schritt weiter. Er machte sie schöpferischen Ideen dienstbar. Er wollte durch dieses Mittel von sich selbst, von seinem Innenselben und seinen Träumen sprechen, da er dort etwas sah, was in der Wirklichkeit nicht vorhanden war. So ging er über den Impressionismus, der ihm nur Mittel war, Mittel zu Studien und Skizzen, in denen er sein schöpferisches Wollen, das ein fesselloses, freies Dasein in Licht und Sonne und jugendlicher Kraft ersehnt, zu einem vollenilde erweiterte. Ein Weg, den Böcklin schon beschritten. Hofmann betritt ihn von neuem. Es ist der Anfang einer neuen Wahn. Die Ahnung einer großen, in Linie und Farbe monumental einheitlichen Phantasiekunst, die neben der Wirklichkeitskunst einhergeht, über diese hinausstrebt. Beide Richtungen befähigen sich nicht, sondern laufen nebeneinander. Sie entsprechen den Grundbedingungen menschlichen Fühlens und Denkens: Verstand und Gefühl, Sehen und Träumen, Wirken und Sehnsucht.

Man kann Liebermann als den Vertreter der einen, Hofmann als den Vertreter der anderen Richtung bezeichnen. Beide gehören der Sezession an und sind Führer dieser Bewegung. Aber für den Einsichtigen ergibt sich bald das Resultat, wo beide Grenzen ineinanderlaufen. Die Wirklichkeit, von einem klaren Auge liebevoll gesehen, ist herrlicher als alle Träume. Und manchmal scheint ein Traum wieder so lebhaft, daß die Wirklichkeit dagegen verblasst will. Der eine gestaltet den phantastischen Traum zumilde, der andere führt die Wirklichkeit in dem zauberisch schönen Spiel von Licht und Sonne und Farbe zum künstlerisch erhöhten Werk, das nicht weitab ist von Phantastik. — e. s.

*

Kultur der Lärche im Tieflande. Es ist oft die Erfahrung gemacht worden, daß die Lärche im Tieflande und selbst im Mittelgebirge nicht recht gedeihen will. In Österreich besonders hat man viel Mühe und viel Kosten aufgewandt, diesen Radelbaum in niederen Lagen zu kultivieren, und man hat dabei Mißerfolge zu verzeichnen gehabt. Als Grund dafür nimmt man an, daß die Lärche ein alpiner Baum sei, der in anderen als Hochgebirgslagen nicht gedeihen. Im Mittelgebirge wird die Lärche auch stärker von dem Krebspilze und von der Mäniermotte angegriffen. Zum Teil mag aber auch das Misshandeln der Lärchenkultur auf falsche forstliche Behandlung des Baumes zurückzuführen sein. Adolf Cieslar, der fürstlich im „Centralblatt für das gesamte Forstwesen“ „Baldbauliche Studien über die Lärche“ veröffentlicht hat, tritt der Meinung entgegen, daß die Lärche ein reiner Hochgebirgsbaum sei. Dieser Radelbaum kommt vielmehr in fünf verschiedenen, von einander getrennten Verbreitungsgebieten vor, nämlich auf den Alpen, auf den Sudeten (im mährisch-schlesischen Gebiete), in Russisch-Polen, auf der Tatra und im Nordosten Russlands, wo sie an der Linie Weißes Meer—Onega—Rischnij—Nowgorod—Perm nach Si-

virien hin ein weites Gebiet einnimmt. Die Lärche des letzteren Verbreitungsgebietes wurde früher allerdings als sibirische Lärche artlich von der europäischen abgetrennt, neuerdings wird sie aber als Varietät zur Seite gestellt. Die Lärche steigt also bis in das Tiefland hinab, selbst die Sudetenlärche hat ihren tiefsten Standort bei 850 Meter und sie geht überhaupt hier nicht höher als 800 Meter hinauf. Außerhalb der galizisch-russischen Grenze nimmt der Baum eine Höhenlage von 103 bis 246 Meter ein, er ist hier mit der Steinerne Eiche und Weißbuche vermischt.

Ist die Lärche also demnach keineswegs ausschließlich ein Hochgebirgsbaum, so sind doch die Alpenlärche, die Sudeten- und Sibirische Lärche in climatischer Beziehung drei verschiedene Varianten. So wie die Sudetenlärche nicht für Hochgebirgskultur, so ist die Alpenlärche nicht für die Tieflandskultur geeignet, oder wenigstens ist ihr für letztere zweit die Sudetenlärche vorzuziehen. Letzter ist von dieser selten echtes Saatgut zu erlangen, da auch in den Sudeten die Alpenlärche häufig angepflanzt worden ist. Die Lärche gedeiht nicht in nassen und auch nicht in allzu trockenem Boden. Wo ihr die Verhältnisse nicht ausragen, da treten die erwähnten Schäden, namentlich der Lärchenkrebspilz, verheerend auf. Das Misshandeln der Anbauversuche liegt aber meistens daran, daß man die Lärche in einen Wuchsbestand mit der Fichte bringt, ohne der Lärche einen genügenden Vorsprung zu lassen. Wohl wächst die Lärche in den ersten 20 bis 40 Jahren viel schneller als die Fichte, doch eingezwängt im dichten Fichtenbestand wird sie bald von der Nachbarart überholt und geht alsdann vorzeitig zu Grunde. Will man Wuchsbestände von Lärchen und Fichten erziehen, so muß man den ersten einen möglichst großen Höhenvorsprung lassen und ihnen zugleich einen freien Raum zur Entfaltung gewähren. Im Mittelgebirge und im Tieflande gedeiht die Lärche aber besser in Gesellschaft mit der Weißtanne, noch bessere Ergebnisse haben Misshandlungen von Lärchen und Tannen gebracht. Dagegen sind reine Lärchenbestände nur im obersten Baumgürtel des Hochgebirges zu erzielen. Neuerdings ist von Fachleuten geraten worden, in tieferen Lagen an Stelle der einheimischen die japanische Lärche anzupflanzen. — o.

Kessel zum Kochen von Fischen. Verwendet man zum Kochen von Fischen die gewöhnlichen Kessel, so werden dem Fleisch die Leim- und Eiweißsubstanzen so entzogen, daß es die Zusammenhangskraft verliert und gewöhnlich beim Herausnehmen aus dem Topf zerfällt. Ein neuer Kessel zum Kochen von Fischen vermeidet diesen Nebenstand dadurch, daß er im unteren Teil eine Ausbildung als Wasserbehälter aufweist, während an der einen Seite eine dampfdichtschließende Tür zur leichteren Bedienung des Apparates angeordnet ist. In einen solchen Kessel werden nun die zu kochenden Fische auf Einhängesieben hineingebracht. Für große Betriebe (Hotels usw.) sind die Einhängesiebe mit Ketten über eine Kurbel geführt, so daß also ein leichtes und bequemes Aus- und Einbringen der Fische in den Kochapparat ermöglicht ist; für die kleinen Kessel des Haushaltes bedarf es solcher Einrichtungen nicht, da ja hier die Siebe leicht von der Hand in den Kochbehälter geschoben werden können. Die Benutzung dieser Siebe hat zunächst den großen Vorteil für sich, daß man die Fische außerhalb des Kochgefäßes, also unbelästigt von der Hitze, gleichmäßig ausbreiten und später ohne Umstände herunternehmen kann. Wer die auf den Sieben eng nebeneinander ausgebreiteten Fische werden die erforderlichen Butteraten vor dem Einbringen in den Kochkessel verstreut. Aus dem unteren Teil des Kochgefäßes sind schwanger, d. artig gebogene Löcher nach oben geführt, so daß bald durch die untere Siebquelle das Wasser ins Kochen gesommen ist, der Dampf nach oben steigt, hier verteilt wird und so ein schnelles und rationales Kochen der Fische herbeiführt. Soll der Fisch mit einer Sauce angerichtet werden, so bringt man in den unteren Teil des Kessels die nötigen Butteraten und das erforderliche Fett. In die fertige Sauce läßt man dann die Eincäße mit den Fischen hinab und diese so lange darin, bis sie gar gekocht sind. Für ein möglichst einfaches Ablassen der Sauce ist der Kessel unten einen Hahn auf. Mit einem derartigen Kessel können übrigens auch noch andere Speisen wie: Reis, Budding, Gemüse, Dampfwürfel, Geflügel, vorteilhaft zubereitet werden. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.